

Jody Hedlund

EINE
UNMÖGLICHE
BRAUT


Francke

KAPITEL I

St. Louis, Missouri

Januar 1849

»Trödle nicht so, Finola!« Madigan sprang am Broadway auf die Straße und wich einem Pferdeomnibus aus, der durch den schweren Matsch rollte. »Der Heiratsvermittler wartet.«

»Hetz mich nicht!« Finola Shanahan folgte ihrem jüngeren Bruder und stakste auf Zehenspitzen vorsichtig in den Matsch. Sie hob die schwarze Kutte hoch, die ihr die Schwestern der Barmherzigkeit großzügig überlassen hatten und die sie trug, wenn sie die Schwestern bei ihrer wohlthätigen Arbeit begleitete. »Ich gehe so schnell ich kann.«

»Mama und Papa haben von deiner Widerspenstigkeit die Nase voll.« Madigan schaute sie warnend an. Der Sechzehnjährige war mit seinen großen, blauen Augen und seinem braunen Haar bereits ein attraktiver junger Mann, nach dem sich die Mädchen umdrehten.

Alle behaupteten, dass sich Finola und Madigan von den sechs Shanahan-Kindern am ähnlichsten sahen. Ja, sie hatte die gleichen blauen Augen und das gleiche braune Haar wie er. Aber die Sommersprossen hatte Gott nicht gerecht zwischen ihnen aufgeteilt. Die hatte alle Finola abbekommen.

Der Winterwind zerrte an ihrer Haube und jagte einen Schauer über ihren Rücken. »Ich bin eine pflichtbewusste Tochter.«

Madigan schnaubte: »Und ich bin der Papst.«

Finola bekam Schuldgefühle. Sie *war* eine pflichtbewusste Tochter. Nur in einer Sache nicht: Sie wehrte sich gegen die Bemühungen ihrer Eltern, sie unter die Haube zu bringen.

Madigan sprang über eine halb zugefrorene Pfütze. »Sie wollen

doch nur einen guten Eindruck auf den Heiratsvermittler machen.«

»Das ist mir bewusst.« Ihre Eltern wollten Oscar McKenna, den irischen Heiratsvermittler von St. Louis, vielleicht beeindrucken, aber Finola wollte Oscar so frustrieren, dass er sich weigerte, ihren Eltern zu helfen. Zu dem Termin mit ihm zu spät zu kommen, war ein guter Anfang.

Als sie einen weiteren vorsichtigen Schritt auf die belebte Durchgangsstraße machte, haftete sich der Matsch an ihre geschnürten Stiefel.

Eine mattgelbe Droschke kam auf sie zugerollt. Der Kutscher saß vornübergebeugt auf dem Kutschbock, hatte den Kopf eingezogen und die Krempe seines Zylinders tief in die Stirn geschoben. Er schien nicht darauf zu achten, wohin er fuhr. Die Zügel hielt er locker in der Hand, als würde das Pferdegespann auch ohne sein Zutun den Weg kennen.

Finola zwang ihre Beine, Madigan schneller zu folgen. Am Spätnachmittag dieses grauen Januartages herrschte in St. Louis viel Verkehr, besonders in der Washington Street am Broadway nahe am Flussufer, wo Fabriken, Lagerhallen und Geschäfte die unbefestigten Straßen säumten. Da der graue Himmel endlich aufgehört hatte, eine Mischung aus Regen und Schnee auszuspeien, waren anscheinend alle herausgekommen, um ihr Tagewerk abzuschließen.

Als ein mit Fässern beladener Bierwagen aus der anderen Richtung angerollt kam, blieb sie stehen. Der Fahrer beachtete sie genauso wenig wie der Droschkenkutscher. Dem Bierwagen folgte ein Pferdefuhrwerk, das randvoll mit Lebensmittelkisten und Tabakfässern beladen war.

Madigan war bereits auf der anderen Straßenseite und wollte nachsehen, wie weit sie inzwischen gekommen war. Entsetzt riss er die Augen auf. »Heiliger Bimbam, Finola! Komm von der Straße, bevor du überfahren wirst!« Mit hektischen Armbewegungen forderte er sie auf zurückzuweichen, während sein pa-

nischer Blick zu der Pferdedroschke raste, die mit ungebremsster Geschwindigkeit geradewegs auf Finola zusteuerte.

Die Droschke war keine zehn Schritte mehr von ihr entfernt und der Kopf des Fahrers war nach wie vor nach unten gebeugt, die Zügel lagen locker in seiner Hand und die Pferde trabten ihres Weges, ohne für eine einzelne Frau, die ihnen im Weg stand, ihr Tempo zu drosseln.

»Beeil dich, Finola!« Madigans Stimme nahm eine Dringlichkeit an, die ihren Puls mit einem Mal galoppieren ließ. Sie versuchte, ihre Füße dem Tempo ihres Herzschlags anzupassen, aber als sie sich umdrehte, blieb sie mit dem Stiefel in einer Fahrtrille hängen. Im nächsten Moment verlor sie das Gleichgewicht.

Sie fing ihren Sturz mit den Händen und Knien ab und die dicke Matschschicht verhinderte eine schmerzliche Landung. Aber angesichts des immer näher kommenden Klirrens des Pferdegeschirrs und Quietschens der Wagenräder bemühte sie sich, sich schnell wieder aufzuraffen.

Die polternden Pferdehufe näherten sich unheilvoll.

Sie versuchte, im Matsch Halt zu finden, rutschte aber immer wieder zurück.

Mehrere Rufe – darunter Madigans Stimme – forderten sie mit wachsender Panik auf, sich in Sicherheit zu bringen. Ihr Herz schlug plötzlich so laut, dass sie nichts richtig hören konnte – außer der Sterbeglocke.

Sie würde sterben. Und sie konnte nichts dagegen tun.

»Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir ...« Doch die Worte des »Ave Maria« blieben in ihrer Kehle stecken und der Rest ihrer Bitte um Barmherzigkeit erstickte in einem angsterfüllten Schrei, während sie panisch versuchte, sich aus dem Matsch zu befreien.

Aber mit jeder Bewegung, die sie machte, versank sie tiefer im Schlamm, der sie wie mit eisernen Händen festzuhalten schien.

»Flach hinlegen!«, durchdrang eine tiefe Stimme ihre Panik.

Während sie sich auf den Zusammenprall mit den Pferden und

der Droschke einstellte, machte ein Mann einen Satz auf sie zu, rollte sie auf den Rücken, warf sich auf sie und schirmte sie mit seinem Körper ab. Im nächsten Moment trabten die Pferde links und rechts an ihr vorbei. Die Hufe polterten so nahe neben ihrem Körper, dass sie wie erstarrt liegen blieb.

Der Mann, der wie ein Schutzschild auf ihr lag, rührte sich genauso wenig und stellte sich eindeutig darauf ein, von den Pferdehufen getroffen zu werden. Er drückte seinen Kopf neben ihren, so nahe, dass er ihre Haube verschob und sein schwerer Atem in ihrem Ohr widerhallte.

Sie wand sich innerlich und rechnete damit, dass er von den Hufen verletzt würde, aber sie wurden nur von beiden Seiten mit Matsch bespritzt.

Einen Moment später hatten die Pferde sie passiert und die grünen Droschkenräder rollten heran. Der tiefe Unterbau des Gefährts glitt über sie hinweg, streifte aber den Rücken ihres Retters, der sich noch fester auf sie drückte.

Zum Glück hatte sie eine zierliche Figur und war nicht besonders groß. Trotzdem drückte sie sich so gut sie konnte in den Matsch, damit der Mann über ihr nicht verletzt wurde.

Als die Schatten der Droschke dem wolkigen Himmel über ihnen wichen, hob der Mann den Kopf, um die Straße nach weiteren Gefahren abzusuchen, vor denen er sie schützen musste.

Da er offenbar keine unmittelbare Bedrohung sah, entspannte sich sein Körper auf ihrem und seine Aufmerksamkeit kehrte zu ihr zurück. »Sind Sie verletzt?«

Finola blickte in die tiefblauen Augen des Mannes, die in diesem Moment beinahe schwarz wirkten. In seinen Augenwinkeln hatten sich Sorgenfalten gebildet und seine blonden Brauen zogen sich über einer geraden, schmalen Nase zusammen. Sein Hut war ihm vom Kopf gestoßen worden und sein blondes Haar fiel ungezähmt in seine Stirn.

Er schaute sie eindringlich an und würde sicherlich erst beruhigt sein, wenn sie ihm versicherte, dass sie unverletzt war. Sie

untersuchte im Geiste schnell ihre Gliedmaßen und wackelte gleichzeitig mit den Fingern und Zehen. Nichts schien zu fehlen oder gebrochen zu sein. »Ich denke, ich bin unverletzt.«

Er warf erneut einen Blick über seine Schulter und dann die Straße hinab in die entgegengesetzte Richtung. Die Wagen um sie herum waren alle zum Stehen gekommen.

Alle bis auf einen.

Als denke er das Gleiche, richtete ihr Retter seinen Blick auf die Droschke, das einzige Fahrzeug, das nicht stehen geblieben war und in seinem rücksichtslosen Tempo weiterraste, als wäre es etwas völlig Alltägliches, Fußgänger zu überrollen.

Er runzelte die Stirn und sein markantes Kinn, das von hellbraunen Bartstoppeln überzogen war, verhärtete sich energisch. Trotz seiner jetzt beinahe finsternen Miene fiel Finola auf, dass er sehr attraktiv aussah.

»Hey, Sankt Riley, der heilige Riley hat wieder jemanden gerettet!«, rief ein Mann.

Sankt Riley? Riley Rafferty, der als Sankt Riley aus dem Kerry-Viertel in St. Louis bekannt war?

Sie hatte ihn nie wirklich persönlich kennengelernt. Aber die irische Gemeinde in St. Louis war so klein und überschaubar – wenigstens war sie das bis vor einigen Jahren gewesen –, dass sie fast von jedem Iren in der Stadt gehört und die meisten irgendwann bei einer Parade, Messe, Hochzeit oder Beerdigung gesehen hatte. Deshalb war sie Riley Rafferty in ihren dreiundzwanzig Jahren selbstverständlich hin und wieder begegnet.

Aber er war einige Jahre älter als sie und verkehrte nicht in denselben gesellschaftlichen Kreisen wie ihre Familie. Sie hatte sich nie Gedanken über ihn gemacht, bis sie im letzten Herbst mit eigenen Augen gesehen hatte, wie er in den Mississippi gesprungen war, um einen Schiffsjungen vor dem Ertrinken zu retten.

In den vier Monaten seit jener Rettungsaktion hatte sie ihn gelegentlich aus der Ferne beobachtet und genauso wie alle anderen über seine wagemutigen Taten gestaunt.

Und jetzt war er hier!

Ihr Atem stockte, aber dieses Mal nicht aus Angst, von einem rasenden Fahrzeug überrollt zu werden. Nein, sie war atemlos, weil der heldenhafte Riley Rafferty ihr das Leben gerettet hatte.

Plötzlich wurde ihr bewusst, dass er der Länge nach auf ihr lag – mit seiner breiten Brust, seinem muskulösen Oberkörper, seinen kräftigen Armen und langen Beinen. Da sie zugesehen hatte, wie er damals triefend nass aus dem Fluss gestiegen war, wusste sie, dass er ein muskulöser, kräftiger Mann war. Sie fühlte sich in diesem Moment, als wäre die Welt stehen geblieben. Nichts und niemand konnte ihr etwas anhaben, solange Riley bei ihr war. Dieses Gefühl der Geborgenheit, das sie seit vielen Jahren nicht mehr erlebt hatte, erstaunte sie.

»Finola Shanahan!«, ertönte Madigans laute Stimme über ihr.
»Was soll ich nur mit dir machen?«

Als Riley ihren Namen hörte, zog er die Brauen hoch und seine Augen wurden ein wenig heller. Erkannte er sie?

Höchstwahrscheinlich kannte er ihren Nachnamen. Ihr Vater gehörte zu den prominentesten Männern von St. Louis. Und zu den reichsten.

Riley schien sie genauso zu mustern wie sie ihn, denn sein Blick wanderte langsam über die Sommersprossen auf ihrer Nase und ihren Wangen.

Natürlich lebten in St. Louis noch andere Iren mit dem Namen Shanahan und er erkannte vielleicht nicht, dass sie die älteste Tochter des Eisenmagnaten James Shanahan war, des Alleineigentümers der Shanahan-Eisenwerke.

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht verletzt sind, Schwester?« Riley schaute sie mit fragenden Augen an.

Schwester? Hielt er sie für eine Nonne? Dieser Irrtum war vermutlich nur natürlich, da sie eine Schwesterntracht trug. Sollte sie die Sache klarstellen?

»Komm jetzt, Finola!« Madigan hielt ihr eine Hand hin.

Irgendwie wollte sie Riley erklären, dass sie keine Nonne war.

Aber wozu? Sie hatte die feste Absicht, in den Orden der Schwestern der Barmherzigkeit einzutreten ... sobald sie ihre Eltern überreden konnte, ihr das zu erlauben.

Aber zuerst musste sie deren neuesten Plan vereiteln, sie mithilfe des Heiratsvermittlers unter die Haube zu bringen. Wenn sie ihre Bemühungen zunichtemachte, würden sie sicher einsehen, dass Finola nach so vielen gescheiterten Versuchen, einen geeigneten Mann zu finden, dazu bestimmt war, die Braut Christi zu werden.

Als er Madigans ausgestreckte Hand sah, begann Riley, sich aufzurappeln. Am liebsten hätte Finola ihn festgehalten, damit er sie nicht verlassen konnte. Woher kam dieser völlig irrationale Impuls? Dieser Mann war ein Fremder! Und sie konnte nicht noch länger mitten auf dem belebten Broadway im Matsch liegen bleiben.

Während sich Riley behutsam von ihr hochschob und aufstand, jubelten und klatschten die Umstehenden.

Madigan beugte sich nach unten, um ihr auf die Beine zu helfen, aber sie konnte ihren Blick nicht von Riley losreißen.

Ein Junge lief auf Riley zu und reichte ihm ehrfurchtsvoll seinen Hut, der im Matsch gelandet war. Riley drückte dankend die Schulter des Jungen, bevor er den abgenutzten Filzhut auf seinen Kopf setzte. Er winkte den Zuschauern grinsend zu, als hätte er ihnen eine Theateraufführung dargeboten, die er wochenlang eingeübt hatte.

Obwohl Rileys Hose und Wollstrümpfe dick mit Matsch bespritzt waren, waren sein Mantel und das Leinenhemd darunter fast unversehrt geblieben. Im Gegensatz zu ihrer Kleidung!

Sie brauchte nicht nach unten zu blicken, um zu wissen, dass sie wie ein Schwein aussah, das sich gerade im Schweinepfuhl gewälzt hatte. Der Matsch klebte nicht nur vorne an ihr, sondern auch hinten. Und auch ihr Gesicht war schlammbeschmiert.

Riley fand bestimmt, dass sie schrecklich aussah.

Als habe er ihre Gedanken gelesen, richtete er seine Auf-

merksamkeit wieder auf sie. Der Ernst war aus seiner Miene verschwunden. Stattdessen funkelten seine Augen belustigt und seine Mundwinkel zuckten, als seien es seine Lippen gewohnt zu lächeln.

Fand er ihr Aussehen etwa lustig?

Sie wollte den Matsch von ihrer Wange wischen, unterließ es aber. Was Riley Rafferty über sie dachte, war egal. Es war egal, was *irgendein Mann* über sie dachte.

Sie richtete sich zu ihren ganzen ein Meter achtundfünfzig auf. »Danke, dass du mir das Leben gerettet hast. Du bist ein guter Junge.«

Riley zog die Brauen hoch. »Gern geschehen.«

Jeder, der bei klarem Verstand war, sah, dass Riley ein erwachsener Mann war, der mit beiden Beinen im Leben stand. Aber ihre Verehrer zu behandeln, als wäre sie sechzig Jahre älter als sie, erstickte normalerweise jedes aufflackernde Interesse im Keim. Natürlich war Riley kein Verehrer. Und er hatte auch kein Interesse an ihr. Trotzdem sollte er wissen, dass sie sich in keiner Weise zu ihm hingezogen fühlte. Absolut nicht.

»Du bist wirklich ein guter Junge.« Sie hob die Hand und kniff ihn in die Wange, wie es eine Großmutter tun würde. »Mach weiter so.«

Nach dieser Bemerkung hakte sie sich bei Madigan unter und versuchte, ihn mit sich zu ziehen.

Als sich Madigan nicht vom Fleck rührte und Riley sie immer noch mit bewundernden Augen ansah, stieß sie ihren Ellbogen kräftig in seine Rippen.

Er stieß ein leises Knurren aus, bevor er sich stolpernd in Bewegung setzte und sie über die Straße führte. Zum Glück trug Madigan den Beutel mit ihrer Wechselkleidung und ihren Schuhen; dadurch hatten ihre Sachen diesen Zwischenfall heil überstanden.

Während sie auf dem Broadway weitergingen, ließ er ihren Arm keine Sekunde los und schilderte jedes Detail der Rettungs-

aktion aus seiner Sicht, als wüsste sie nicht selbst, dass sie dem Tod ins Auge geblickt hatte.

Beim nächsten Häuserblock zog sie Madigan an einer Druckerei vorbei, bis sie in der dahinterliegenden Gasse ankamen.

Ihr Bruder wehrte sich nicht, sondern folgte ihr vorsichtig, da er wahrscheinlich für diesen Nachmittag genug Aufregung erlebt hatte. »Was hast du jetzt schon wieder vor, Finola?«

Sie deutete mit dem Kopf zur Rückwand des Mietstalls auf der anderen Seite der Gasse. »Ich muss mich umziehen, bevor ich nach Hause gehe.«

Madigan verzog die Lippen zu seinem unwiderstehlichen Grinsen. »Das sehe ich auch so.«

»Gut.« Sie ging zur Stalltür und spähte hinein. Der Stall war genauso menschenleer wie immer am späten Nachmittag. Sie könnte mühelos eine leere Pferdebox finden und wieder in ihre normale Kleidung schlüpfen, wie sie das schon oft gemacht hatte.

Sie zog die Schwesterntracht jedes Mal wieder aus, bevor sie nach Hause ging, um keinen Verdacht zu erregen. Ja, ihre Eltern wussten, dass sie die Wohltätigkeitsarbeit der Schwestern der Barmherzigkeit sehr stark unterstützte. Aber sie glaubten, sie würde ihren Rat befolgen und hätte den Plan, Nonne zu werden, aufgegeben. Sie hatten keine Ahnung, dass sie diesen Wunsch immer noch tief in ihrem Herzen trug.

Sie wussten auch nicht, dass Finola alle ihre bisherigen Verehrer absichtlich vergrault hatte, damit ihr Weg ins Kloster frei wäre. Nachdem sie kürzlich ihren letzten Verehrer in die Arme einer anderen Frau getrieben hatte, hatte sie gehofft, ihre Eltern würden sich endlich damit abfinden, dass sie unverheiratet blieb, und würden vielleicht sogar von selbst vorschlagen, dass sie ins Kloster gehen sollte. Sie hatte nicht geahnt, dass sie in ihrer Verzweiflung so weit gehen würden, die Hilfe des Heiratsvermittlers in Anspruch zu nehmen.

»Geh jetzt, Madigan«, schickte sie ihn weg.

»Ich kann nicht ohne dich zu Hause auftauchen.«

»Du weißt genauso gut wie ich, dass es für uns beide besser ist, wenn du schon vorgehst und ihnen sagst, dass ich in einer Minute nachkomme.« Zusätzlich zu ihrer Unpünktlichkeit könnte sie vielleicht noch einen weiteren Minuspunkt einfahren, wenn sie wie ein Moorgespenst aussah. In dieser Aufmachung würde sich Oscar McKenna ganz bestimmt noch einmal überlegen, ob er wirklich eine Ehe für sie arrangieren wollte. Doch dieser Schuss könnte auch nach hinten losgehen und Oscar könnte zu dem Schluss kommen, dass sie einen Mann heiraten sollte, der ebenfalls wie ein Gespenst aussah.

Nein, sie wollte ihre Mutter und ihren Vater nicht vor den Kopf stoßen. Sie war zwar zu jedem Schabernack bereit, aber sie würde ihre Eltern nicht absichtlich verletzen oder in Verlegenheit bringen.

Finola schüttelte die Kutte, aber der Schlamm blieb daran kleben.

Als Madigan ihre erfolglosen Bemühungen sah, seufzte er laut und reichte ihr ihren Beutel. »Also gut. Aber beeile dich. Sonst bringst du mich auch noch in Schwierigkeiten.«

»Ich beeile mich, versprochen.« Sie huschte bereits durch den Hintereingang in den Stall und steuerte auf die nächste Pferdebox zu. Im vorderen Teil des Gebäudes waren leise Stimmen zu hören, aber soweit sie es beurteilen konnte, war der Rest des Stalls menschenleer. Nur der Geruch von feuchtem Stroh und Pferden begrüßte sie.

Über einer der Boxen stand ein Fensterladen offen, wodurch sie genug Licht hatte, um sich zurechtzufinden. Sie verschwand in der Box, die nicht mit Gitterstäben, sondern mit Bretterwänden abgetrennt war. Auch die Tür war aus festen Brettern gebaut und ermöglichte ihr die nötige Privatsphäre beim Umziehen.

Sie legte ihren Beutel auf den Boden und begann, sich von der Kutte zu befreien. Aus dem nur lose sitzenden Kleidungsstück war sie schnell herausgeschlüpft, aber sich ihrer Stiefel und Strümpfe zu entledigen, das war deutlich mühsamer. Als sie bei

ihrem feuchten Unterhemd und ihrer Unterhose ankam, legte sie bibbernd die Arme um sich.

Sie hatte nicht daran gedacht, auch frische Unterwäsche einzupacken. Sie war zwar wagemutig, aber es wäre trotzdem zu wagen, auch noch ihre Unterwäsche auszuziehen. Sie müsste in der feuchten Wäsche ausharren.

Mit kalten Fingern nestelte sie an ihrer Tasche, um ihr Mieder und ihren Rock auszupacken.

Plötzlich hörte sie schwere Schritte auf dem Stroh und den Steinen, die durch die Hintertür in den Stall kamen, und erstarrte. Als sich die Schritte näherten, rührte sie sich keinen Millimeter und hielt die Luft an, um keine ungebetene Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Die Schritte blieben neben ihrer Box stehen. Einen Moment später wurde der Riegel hochgehoben.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie blickte sich panisch um, ob sie sich irgendwo verstecken könnte. Aber da nur ein Futtertrog in die Wand gebaut war und einige Geräte zum Striegeln der Pferde an den Haken hingen, gab es kein Versteck.

Die Tür öffnete sich langsam.

Oh nein! Sie hatte es wieder getan. Sie hatte sich wieder in eine prekäre Situation gebracht.

KAPITEL 2

Riley wusste selbst nicht genau, warum er Finola Shanahan in den Stall gefolgt war.

Trotzdem schob er die Tür weiter auf. Warum hatte sie sich als Nonne verkleidet? Und warum hatte sie ihn nicht verbessert, als er sie mit *Schwester* angesprochen hatte?

Vielleicht wollte er Antworten. Vielleicht faszinierte ihn aber auch eine Frau, die so kühn war, ihn in die Wange zu kneifen und als »lieben Jungen« zu bezeichnen.

Diese Erinnerung ließ ein Lächeln auf seinen Lippen erscheinen. Erneut sah er sie vor sich, wie sie vom Gehweg auf die matschige Straße getreten war, als er gerade die Bank verlassen hatte. Das Schrillen seiner inneren Alarmglocke, die er selten ignorierte, hatte ihn veranlasst zu verfolgen, wie sie sich durch den Matsch kämpfte. Und er hatte die Panik in ihrem Gesicht gesehen, als ihr bewusst geworden war, dass ihr die Zeit davonlief und sie von der Droschke überfahren werden würde.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er sich bereits in Bewegung gesetzt. Er hatte gewusst, dass er nicht genug Zeit hatte, um sie aus der Gefahrenzone zu bringen. Deshalb hatte er das Einzige getan, was ihm eingefallen war: Er hatte versucht, zwischen den beiden Pferden und zwischen den Droschkenrädern zu bleiben. Die Pferdehufe hatten ihn zwar getroffen und er hatte entsprechende Blutergüsse davongetragen, aber es war nicht so schlimm gewesen, wie er erwartet hatte, und er hatte sie gerettet. Allein darauf kam es an.

Selbstverständlich war er während der Rettungsaktion davon ausgegangen, dass sie eine Nonne wäre. Er hatte sich keine weiteren Gedanken über ihre Identität gemacht, bis ihr Bruder auftaucht war und ihren Namen gerufen hatte.

Danach hatte er sie schnell einordnen können. Auch wenn sie

nicht die gleiche rote Haarfarbe wie ihr Vater hatte, wiesen sie und ihr Bruder unverwechselbare Shanahan-Gesichtszüge auf – besonders das markante Grübchen am Kinn.

Die Shanahans waren für ihre Wohltätigkeit und ihre Freundlichkeit stadtbekannt – besonders gegenüber Einwanderern. James Shanahan gehörte ein großer Teil des Stadtteils Kerry Patch und er hatte den Einwanderern anfangs erlaubt, kostenlos auf seinem Land zu wohnen.

In den letzten Jahren hatte James Shanahan Wohnblöcke gebaut und verlangte eine niedrige Miete, die sich selbst die ärmsten Neuankömmlinge leisten konnten. Soweit Riley es beurteilen konnte, gehörte James Shanahan zu den besseren Vermietern und ließ seine Gebäude tatsächlich auch renovieren und sanieren.

Riley legte seine Hand an die Boxentür. Vielleicht war das der Grund, warum er Finola gefolgt war. Weil er Angst hatte, dass irgendein anderer Mann, der erkannt hatte, dass sie die Tochter eines Millionärs war, sie vielleicht entführen würde.

Vielleicht war er aber auch nur von ihr fasziniert.

Normalerweise wiesen ihn Frauen nicht so achtlos ab. Erst recht nicht hübsche junge Frauen. Nicht, dass er sich etwas aus hübschen jungen Frauen gemacht hätte! An dem Tag, an dem Helen auf der *Monarch* flussabwärts gefahren war und ihr Leben gelassen hatte, war in ihm der Wunsch gestorben, je wieder mit einer Frau zusammen zu sein. Seit sie nicht mehr da war, hatte er sich als alleinstehender Mann im Grunde ganz wohlgefühlt. Und er hatte nicht die Absicht, daran etwas zu ändern.

Als die Boxentür weiter aufging, hielt er inne. Er sollte eigentlich auf schnellstem Weg in die Werkstatt zurückkehren. Auf ihn wartete eine Unmenge an Arbeit. Die Rafferty-Stellmacherei hatte mehr Aufträge für Kutschen und Wagen als der Mississippi Stechmücken. Jetzt, Anfang 1849, hatten sie doppelt – wenn nicht sogar dreimal – so viele Bestellungen wie in der gesamten ersten Hälfte des letzten Jahres.

Die Nachfrage wuchs mit dem Zustrom von Einwanderern in

die Stadt, die als Tor zum Westen bezeichnet wurde. Als sein Vater und er in den 1830er-Jahren nach St. Louis gezogen waren, war die Stadt noch relativ klein gewesen und hatte nur vierzehntausend Einwohner gehabt. Knapp zwanzig Jahre später war die Bevölkerungszahl auf dreiundsechzigtausend angestiegen.

Die Stadt wuchs immer noch. Jeden Tag kamen Dampfschiffe aus New Orleans an und brachten Einwanderer, die sich ein Stück Land im Westen sichern wollten. Und jeden Tag kam ein Teil dieser Leute in die Rafferty-Stellmacherei und suchte ein zuverlässiges Fuhrwerk, das ihnen bei der Verwirklichung ihrer Träume helfen sollte.

Die Gerüchte, dass im Sacramento-Tal in Kalifornien Gold gefunden worden sei, erhöhten die Nachfrage nach Kutschen und Planwagen noch mehr. Die Männer sprachen von nichts anderem; das ging sogar so weit, dass es inzwischen nicht nur Einwanderer in den Westen zog. Scharen von Männern warteten, bis die dicke Eisschicht auf dem oberen Mississippi und dem Missouri schmolz, und hatten die feste Absicht, nach Kalifornien zu ziehen und dort reich zu werden.

Die Rafferty-Stellmacherei kam mit der Produktion kaum hinterher, obwohl sie neue Lehrlinge und mehrere Wandergesellen eingestellt hatten.

Riley trat einen Schritt zurück. Die Pflicht rief. Es hatte ihn genug Arbeitszeit gekostet, mehr Holz und Eisen zu bestellen und andere geschäftliche Dinge zu erledigen. Ihm blieben nur noch zwei Stunden, um die Unterseite der Achsen an seinem aktuellen Wagenprojekt fertigzustellen, bevor er am Abend in seinem Wahlkampfbüro erwartet wurde.

Er wollte sich schon abwenden, doch ein Rascheln in der Box ließ ihn zögern. Er hatte gesehen, wie Finola ihren Bruder fortgeschickt hatte und dann durch die Hintertür in den Stall gehuscht war. Steckte sie schon wieder in irgendwelchen Schwierigkeiten?

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Er schob die Tür vollständig auf.

Ein Hufeisen flog auf ihn zu und traf ihn an der Brust. Dank seinem dicken Wollmantel fühlte er das Eisen kaum, das von ihm abprallte und auf dem Boden landete, der mit Stroh ausgelegt war.

Etwas anderes flog auf ihn zu: ein Hufhammer. Er wich dem Hammer aus, bevor er ihn treffen konnte. »Was zum Kuckuck soll das?!«

Als sie seine Stimme hörte, erstarrte Finolas Arm, mit dem sie ausgeholt hatte, um wieder etwas auf ihn zu werfen – dieses Mal eine Hufzange. Ihre Augen waren groß und wild, das Blau war genauso leuchtend und faszinierend wie vor wenigen Minuten, als er sie gerettet hatte. Diese Farbe war wie der Himmel am östlichen Horizont über dem Fluss, wenn die Sonne aufging.

»Riley Rafferty?« Die Überraschung in ihrer Stimme war echt. Schwang eine gewisse Erleichterung darin mit? »Was machen Sie hier?«

Ja, was *machte* er hier? Er wusste es selbst nicht.

»Dieser Stall gehört meinem Vater«, sprach er das Erste aus, was ihm in den Sinn kam. Neben der Wagnerei in der Front Street hatte sein Vater in mehrere Mietställe investiert, um Pferde und Maultiere zu haben, die er zusammen mit seinen Wagen als Zugtiere verkaufen konnte.

Wer eine weitere Strecke zurücklegen wollte, brauchte jedoch Ochsen. Da William Rafferty ein geschickter Geschäftsmann war, hatte er im Süden der Stadt Land gekauft, um dort Ochsen zu züchten.

Finola ließ die Hand sinken, da sie offenbar zu dem Schluss gekommen war, dass Riley keine Bedrohung darstellte und sie nicht versuchen musste, ihn mit Werkzeug zu bewerfen, um ihn zu vertreiben.

»Und was machen *Sie* hier?«, ahnte er ihre Frage nach, doch dann wanderte sein Blick von ihrer erhobenen Hand nach unten und er stellte fest, dass sie nur in ihrer Unterwäsche vor ihm stand. Seidenunterwäsche, die wenig der Fantasie überließ.

Gütiger Himmel! Er konnte nicht umhin, ihre schöne Figur zu

bewundern und die helle, von Sommersprossen übersäte Haut zu bemerken.

Er wollte den Blick von ihr losreißen, aber es gelang ihm nicht.

Endlich zwang er sich dazu, seinen Blick auf ihre zierlichen Füße und Zehen zu richten.

Offenbar wurde ihr erst in diesem Moment bewusst, wie spärlich sie bekleidet war. Ihr Blick raste panisch durch die Pferdebox. Sie suchte einen Fluchtweg, eine Decke oder vielleicht einen Umhang, mit dem sie sich bedecken könnte. Als sie nichts fand, blickte sie auf das Werkzeug, das sie immer noch in der Hand hielt, und schleuderte es auf ihn.

Er wusste, dass er ausweichen oder wenigstens eine Hand heben sollte, um das Geschoss abzuwehren. Aber er konnte sich nicht bewegen und war zu benommen, um etwas anderes zu tun, als wie ein seniler alter Mann regungslos stehen zu bleiben. Im nächsten Moment landete die Hufzange schmerzhaft an seinem Kinn, bevor sie neben den anderen Sachen, die sie geworfen hatte, auf den Boden fiel.

Das Brennen an seinem Kinn verriet, dass das Werkzeug seine Haut verletzt hatte. Er berührte die Stelle mit der Hand, und als er sie wegzog, klebte Blut an seinen Fingern.

»Oh gütiger Himmel!« Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist.«

Er wusste genau, was in sie gefahren war: eine berechtigte Entzündung, weil er sich wie ein Elefant im Porzellanladen benahm. Er hatte es verdient, mit Werkzeug beworfen zu werden. Eigentlich verdiente er einen Schlag mit dem Vorschlaghammer, weil er sie in ihrer spärlichen Kleidung angestarrt hatte, statt sofort wieder zu verschwinden.

Er drehte sich auf dem Absatz um und schloss die Tür hinter sich.

»Es tut mir sehr leid. Entschuldigen Sie bitte.« Ihre Stimme war vor Sorge ganz dünn.

Er lehnte sich an die Tür und holte tief Luft, um seine Lunge

und sein Herz wieder in Bewegung zu setzen. Dann rieb er sich die Augen, als könnte er damit auslöschen, was er gesehen hatte.

Aber das Bild verschwand nicht. Er sah sie immer noch ganz deutlich, wie sie nur spärlich bekleidet in der Pferdebox stand. Zum Kuckuck! Er musste an etwas anderes denken. Und zwar schnell.

Der bestellte Wagen. Die Achse. Das flache Eisenband, das er anbringen musste, um dem Wagen die Stabilität und Robustheit zu verleihen, die er brauchte, um den langen Weg auf dem Santa Fe Trail schadlos zu überstehen.

Als er das Rascheln von Stoff hörte, ging er davon aus, dass sie sich wieder ankleidete. Dem Himmel sei Dank!

Sie schnaubte leise und sofort kehrten seine Gedanken wieder zu ihr zurück.

Die Räder. Sie mussten noch in heißes Leinöl getaucht werden. Danach müsste einer der Lehrlinge sie streichen. Grün. Dieses Mal würde er die Räder grün streichen lassen.

»Riley?« Finola schien beim Ankleiden eine Pause einzulegen.

Er schloss die Augen. »Ich bin hier.«

»Gehen Sie noch nicht.«

Das sollte er aber. »Nein, ich gehe nicht.«

Das Rascheln setzte wieder ein.

Finola hatte die schönste helle Haut, die er je gesehen hatte. Ihre Sommersprossen machten sie sogar noch reizvoller.

Er richtete sich auf und rieb sich wieder die Augen. Was war nur mit ihm los? Er musste sich beherrschen. »Vielleicht sollte ich lieber gehen.« Seine Stimme klang rau und er musste sich räuspern.

»Warten Sie bitte nur eine Minute.« Sie sprach in dem irischen Akzent, den viele in Amerika geborene Kinder von Einwanderern hatten, obwohl sie nie in Irland gelebt hatten.

Seine Muskeln spannten sich an und forderten ihn auf zu fliehen. Gleichzeitig wollte er sie nicht allein lassen.

Bevor er sich entschließen konnte, ob er gehen oder bleiben sollte, ging die Boxentür auf. »Ich bin fast fertig.«

Er starrte geradeaus auf das Licht, das von der Rückseite in den Stall fiel. Aus dem Augenwinkel konnte er sehen, dass sie vollständig angekleidet war und die Nonnenkutte in ihren Beutel stopfte.

Seine Anspannung ließ nach und er drehte sich langsam zu ihr um.

Sie ließ von dem Beutel ab, obwohl die Kutte nur halb darin steckte, und richtete sich auf.

Sein Blick wanderte zu ihr und er stellte fest, dass die Knöpfe an ihrem Mieder nur halb zugeknöpft waren.

Oh Mann. Er musste den Stall verlassen und fort von dieser Frau!

»Es sieht so aus, als wäre bei Ihnen alles in Ordnung. Ich kann also gehen.« Er drehte sich um und steuerte auf den vorderen Bereich des Stalls zu, da er sicher war, dass sie ihm nicht folgen würde.

»Gehen Sie nicht.« Ihre nackten Füße folgten ihm nur einige Schritte, dann blieben sie stehen. »Ich möchte Ihre Wunde versorgen.«

»Es ist nur ein kleiner Kratzer.« Wenigstens hoffte er das.

»Ich habe Verbandssachen dabei, die mir die Schwestern der Barmherzigkeit gegeben haben.«

»Nicht nötig.« Ohne seine Schritte zu verlangsamen, ließ er die Boxen hinter sich und betrat den Heuboden. Tom Dooley, der mit seinem Vater den Mietstall betrieb, unterhielt sich gerade mit einem Mann, der mit einem Paar brauner Morgan-Pferde unmittelbar vor der breiten Doppeltür stand. Tom brach mitten im Satz ab. Der Junge war schlaksig und seine abgetragene Kleidung hing viel zu locker an seinem dünnen Körper, da er in seinem letzten Jahr in Irland so wenig zu essen bekommen hatte.

Als Tom und sein Vater im vergangenen Sommer in der Wag- nerei aufgetaucht waren und um eine Arbeit mit Pferden gebeten hatten, hatte Riley die beiden eingestellt, obwohl er damals keine zusätzlichen Leute benötigt hatte. Aber dies war das Mindeste

gewesen, was er hatte tun können, um die Not der Menschen zu lindern. Sie waren vor der furchtbaren Hungersnot in Irland geflohen, die durch die Missernten infolge der Kartoffelfäule ausgelöst worden war.

»Lass dich von mir nicht stören, Tom.« Riley wagte es nicht, einen Blick hinter sich auf Finola zu werfen. Er wollte keine Aufmerksamkeit auf sie lenken, da sie immer noch nicht ganz angezogen war. Obwohl Tom ein guter Mann war, würde ein Blick auf Finola genügen und er würde ihr wie ein Schoßhündchen nachlaufen.

»Ich habe nicht damit gerechnet, Sie zu sehen.« Tom schob das Schild seiner flachen Stoffmütze hoch. Etwas in den Augen des jungen Mannes veranlasste Riley, seine Schritte zu verlangsamen.

»Ich bin schon wieder fort.«

»Big Jim sucht Sie.«

Riley hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. »Big Jim?«

»Ja.«

Der Mann verließ die Wagnerei so gut wie nie. Er hatte jedes Recht dazu, da er ein freier Mann war. Außerdem war er ein meisterhafter Handwerker. Aber er bevorzugte ein ruhiges, schlichtes Leben und blieb lieber für sich.

»Spuck es schon aus, Tom.« Es musste etwas Ernstes passiert sein, wenn Big Jim ihn suchte.

Tom zögerte. »Es geht um Ihren alten Herrn. Er hat Probleme.«

Rileys Körper spannte sich an. »Was für Probleme?«

»Er hatte einen Herzinfarkt.«

Herzinfarkt? War sein Vater ...?

»Er hat den Löffel noch nicht abgegeben.« Tom sah offenbar die besorgte Frage in Rileys Augen. »Aber so wie es klingt, bleibt ihm nicht mehr viel Zeit.«

Ohne auf weitere Erklärungen zu warten, stürmte Riley aus dem Stall und lief mit weit ausholenden Schritten nach Hause.

KAPITEL 3

Während sich Finola dem Hintereingang des großen Hauses ihrer Familie in der Third Street näherte, spielte sie im Kopf verschiedene Entschuldigungen für ihre Unpünktlichkeit durch.

Nach einem vorsichtigen Blick nach beiden Seiten, um sich zu vergewissern, dass sie von niemandem beobachtet wurde, lief sie über die Schotterstraße, die zur Rückseite des Hauses führte, wo sich das Kutschhaus, die Sommerküche und die Toilette befanden.

»Finola!«, ertönte Madigans Ruf vom Balkon, der rund um das erste Stockwerk führte.

Sie hob den Blick und sah, dass er an einer der großen, weißen Säulen lehnte. Jetzt im Winter waren alle Fenster geschlossen. Aber in der Sommerhitze bewahrten der Säulengang im französischen Stil und die Fenster, durch die der kühlende Wind vom Fluss in die Räume wehen konnte, das Haus davor, sich wie ein glühender Ofen aufzuheizen.

Madigan beugte sich über das Eisengeländer. »Ich habe Mama und Papa gesagt, dass du einer neuen Familie geholfen hast, ihre Wohnung einzurichten, und dabei die Zeit vergessen hast.«

Das meiste davon entsprach der Wahrheit. Wenigstens war es die Version der Wahrheit, die Mama und Papa akzeptieren würden: Finola war so sehr in ihre Wohltätigkeitsarbeit vertieft gewesen, dass sie die Kirchenglocken, die verkündet hatten, dass es 4 Uhr war, gar nicht gehört hatte.

»Danke, Madigan. Ich weiß nicht, was ich ohne dich tun würde.«

Er deutete auf sein Kinn und dann auf seine Nase. »Du bist hier noch schmutzig.«

Während sie die Flecken aus ihrem Gesicht wischte, eilte sie die Stufen zum Hintereingang hinauf. Nach ihrer zweiten Begegnung mit Riley Rafferty im Stall war sie völlig durcheinander ge-

wesen. Deshalb war sie schon froh, dass es ihr gelungen war, den Stall angekleidet zu verlassen; auf die Matschspritzer hatte sie in ihrer aufgewühlten Verfassung nicht auch noch achten können.

Sie hatte furchtbare Gewissensbisse, weil sie ihn verletzt hatte. Das hatte sie nicht gewollt. Sie hatte völlig übertrieben reagiert. Schließlich hatte er nicht wissen können, dass sie sich in der Pferdebbox umzog. Er hatte sie für eine Nonne gehalten und sicher nicht damit gerechnet, sie unbekleidet hinter der geschlossenen Tür vorzufinden.

Ja, vielleicht hätte er sie nicht ganz so lange anstarren sollen. Aber das entschuldigte nicht, dass sie mit Werkzeug nach ihm geworfen hatte. Als ob das nicht genügen würde, hatte er auch noch traurige Nachrichten über seinen Vater erhalten.

Sie blieb mit der Hand auf dem Türgriff stehen und schickte ein weiteres stummes Gebet für die Gesundheit seines Vaters zum Himmel. Nachdem Riley ihr heute das Leben gerettet hatte, war es das Mindeste, dass sie für ihn und seine Familie betete.

Mit einem letzten kurzen Gebet zwang sie sich, die Tür aufzumachen und einzutreten. Das Klappern von Töpfen und das sorglose Plaudern der Köchin und der Küchenmagd drangen aus der Küche, begleitet vom Geruch nach gebratenem Hähnchen und Kartoffeln mit einem Hauch von Rosmarin und Thymian.

Am liebsten wäre sie auf dem Flur stehen geblieben und hätte die vertrauten Klänge und Düfte noch länger genossen, aber sie kam ohnehin schon viel zu spät. Es wurde höchste Zeit, sich zu ihren Eltern zu gesellen.

Sie stieg die wenigen Stufen hinauf, die zum großen Flur im ersten Stock des Hauses führten. Der lange Teppichläufer auf dem Kachelboden dämpfte ihre Schritte, wodurch sie sich unmerklich dem Salon im vorderen Teil des Hauses nähern konnte.

Winston, der langjährige Butler ihrer Familie, der an der Salontür stand, nickte ihr zur Begrüßung zu. In seinem wie gewohnt tadellosen schwarzen Anzug betrachtete der große Mann mit dem silbernen Haar sie mit einem strafenden Stirnrunzeln.

Sie antwortete mit einem breiten Lächeln und einem unschuldigen Achselzucken, als wäre ihr nicht bewusst, wie unpünktlich sie war. Aber sie hatte dem älteren Mann noch nie etwas vormachen können – das war keinem der Shanahan-Kinder je gelungen.

Aus dem Salon drang die lebhafte Stimme von Oscar McKenna, der eine seiner unzähligen Geschichten, wie er Paaren zu ihrem Glück verholfen hatte, zum Besten gab.

»Als sie dieses alte Bauernhaus zum ersten Mal betrat«, erzählte Oscar gerade, »schlug ihr ein furchtbarer Gestank entgegen. Die junge Ehefrau hielt es keinen Tag darin aus, ohne zu ihrem Mann zu laufen und ihm zu erklären, dass es im Stall besser riechen würde als im Haus und dass er etwas dagegen unternehmen sollte. Gleich am nächsten Tag ging der Bauer daran, die Löcher in den Stallwänden mit Kuhdung und Kalkmilch auszubessern, genauso wie er es im Haus gemacht hatte. Als er fertig war, sagte er, dass sie sich jetzt nicht mehr beschweren könne, im Stall würde es besser riechen als im Haus.«

Papas grölendes Gelächter vermischte sich mit Mamas Lachen.

Finolas Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, aber sie verdrängte es schnell, da sie jetzt ihre ganze Kraft brauchen würde, um sich dagegen zu wehren, verkuppelt zu werden.

Sie trat durch die breite Tür in den Salon, den elegantesten Raum im Haus der Shanahans, der geschmackvoll im Rokokostil eingerichtet war. Mit hellen Tapeten in Frühlingsgrün und Gold und dazu passenden grünen Vorhängen, die das große Fenster umrahmten, strahlte der Raum an diesem Winternachmittag freundlich und einladend. Große, goldene Spiegel und Kehlungen schienen den Sonnenstrahlen Konkurrenz machen zu wollen.

Im Kamin, dessen weißes Marmorsims, das aus Frankreich importiert worden war, zu den schönsten in ganz St. Louis gehörte, brannte ein Feuer. Ihr waren solche Dinge eigentlich nicht wichtig, aber sie zeigten jedem, wie schwer ihr Vater gearbeitet hatte, um sich in Amerika etwas aufzubauen und zu Wohlstand zu kommen.

Ihr Vater saß in einem Ohrensessel, der mit Seidendamast in

einem grünen Blumenmuster überzogen war. Als er sie erblickte, stand er auf und begrüßte sie mit einem Lächeln, bei dem wie immer das Grübchen an seinem sauber rasierten Kinn zum Vorschein kam. »Da ist sie ja!« Seine Augen schauten sie herzlich an. »Unsere Finola. Sie hat wieder einmal die Welt gerettet.«

Ganz der erfolgreiche Geschäftsmann, trug er einen marienblauen Anzug mit Gehrock und sein gestärkter, hoher Stehkragen wurde durch eine dunkle Seidenkrawatte betont, die zu einer flachen Schleife gebunden war. In den Augen der meisten anderen Menschen war er ein eindrucksvoller Mann mit kräftigen Muskeln, über denen sich seine Kleidung spannte, und mit einem leidenschaftlichen Temperament, das seinem feuerroten Haar entsprach.

Aber für Finola war er immer ein liebevoller und großzügiger Vater. »Es tut mir leid, dass ihr auf mich warten musstet.« Das war ihr Ernst. Sie enttäuschte ihren Vater nur ungern. Und sie enttäuschte auch Mama nur ungern. Wenn sie nur wüsste, wie sie den beiden klarmachen könnte, dass ihre eigenen Zukunftspläne das Beste für sie waren. Aber ihre Bemühungen, es ihnen tatsächlich zu *sagen*, hatten ihr nicht weitergeholfen. Ihr blieb also keine andere Wahl, als es ihnen zu *zeigen*.

»Wenn es dir leidtut, Mädchen, weißt du ja, was du zu tun hast.« Er deutete auf seine Wange.

Sie ging zu ihm, stellte sich auf Zehenspitzen und drückte ihm einen Kuss auf die Wange.

Er wiederum kniff sie in die Nase, das Zeichen, dass alles vergeben war.

Mama, die auf dem Sofa saß, das ebenfalls ein grünes Blumenmuster aufwies, deutete auf den freien Platz an ihrer Seite. Ihre Miene war weniger herzlich als Papas. Ihre in Falten gelegte Stirn passte ganz und gar nicht zu ihrem hübschen Gesicht und verrät ihren Unmut. »Wir haben auf dich gewartet. Der arme Mr McKenna ist seit fast einer Stunde hier.«

Alle sagten, Finola sehe mit ihren zarten Gesichtszügen, ihrer

cremeweißen Haut und ihrem kastanienbraunen Haar ihrer Mutter sehr ähnlich. Papa erklärte, dass Mama das schönste irische Mädchen gewesen sei, das er je in seinem Leben gesehen habe, als sie über den Landesteg des Dampfschiffs an Land gegangen war. Es hatte keine Rolle gespielt, dass sie gerade erst in St. Louis angekommen war und dass er zehn Jahre älter gewesen war als sie mit ihren siebzehn Jahren. Er war geradewegs auf sie zugegangen und hatte ihr erklärt, dass er sie heiraten wolle.

Mama hatte ihm eine Ohrfeige verpasst und ihn dann stehen gelassen. Aber genauso wie die meisten Menschen hatte sie James Shanahans Bemühungen nicht lange widerstehen können. Einige Monate später hatte Papa ihr Herz erobert und sie hatten geheiratet. Ein knappes Jahr danach war Finola geboren worden.

Finola nickte Oscar McKenna zu, der gegenüber ihrem Vater in einem zweiten Armsessel saß, und danach Bellamy, seinem jüngsten Sohn, der hinter dem Sessel seines Vaters stand. Gerüchten zufolge sollte der zweiundzwanzigjährige Bellamy die Aufgabe des Heiratsvermittlers von seinem Vater übernehmen, da spekuliert wurde, dass Oscar allmählich zu alt wurde, um die Bedürfnisse der jüngeren Generation zu verstehen.

Mit seiner rot geäderten Nase, die aussah, als hätte er in seinem Leben einige Gläser Guinness zu viel getrunken – was gut möglich war, da er Eigentümer und Betreiber eines beliebten Pubs in St. Louis war – und seinem dichten grauen Haar sah Oscar tatsächlich ziemlich alt aus.

Wenn Finola raten müsste, würde sie ihn auf sechzig schätzen. Vermutlich war er in jüngeren Jahren ein genauso attraktiver, dunkelhaariger Herzensbrecher wie Bellamy gewesen. Obwohl Bellamy, der vor zehn Jahren mit seiner Familie aus Irland ausgewandert war, durch und durch Ire war, besaß er den Teint eines Italieners und bräuchte bestimmt keinen Heiratsvermittler, um eine Frau zu finden.

Mama stieß Finola unauffällig in die Seite und deutete mit dem Kopf auf Oscar.

Ihre Mutter hatte recht: Sie musste sich bei Oscar entschuldigen. »Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe, Mr McKenna.«

Sie bedauerte es wirklich. Sie hätte die Älteren nicht warten lassen sollen. Diese Taktik war einfach zu unhöflich. Sie musste bei der Methode bleiben, die sie perfekt beherrschte: glühende Verehrer vergraulen.

»Ach, zerbrich dir darüber nicht den Kopf«, winkte Oscar ab. »Bellamy und ich haben mit deinem Vater schon viele Details in Bezug auf deine Mitgift und den Typ Mann, den wir für dich finden sollen, besprochen.«

»Für was für einen Typ haben Sie sich entschieden?« Sie bemühte sich um einen ruhigen Tonfall, obwohl sich ihr Magen bei der Aussicht auf die Heiratsvermittlung nervös zusammenzog. Sie hatte Oscar bei anderen jungen Paaren gesehen und wusste, dass er sein Geschäft beherrschte.

Genau das war ihr Problem. Sie wollte nicht, dass er gut war. Vielleicht sollte sie darauf bestehen, dass der unerfahrene Bellamy ihren Fall übernahm. Oscars Sohn hatte seine Aufmerksamkeit auf das große Gemälde gerichtet, das über dem Klavier hing, und war von den ganzen Verhandlungen sichtlich gelangweilt.

Oscar wechselte einen vielsagenden Blick mit ihrem Vater. »Ich sage immer, eine der wichtigsten Aufgaben eines Heiratsvermittlers besteht darin, euch jungen Leuten die Augen für die positiven Eigenschaften des anderen zu öffnen, die ihr sonst vielleicht übersehen würdet.«

»Tatsächlich?« Finola tippte mit einem Finger an ihre Lippe, um den Anschein zu erwecken, sie würde über seine Worte nachdenken. »Bellamy kennt bestimmt einige geeignete Männer mit Eigenschaften, die ich vielleicht übersehen könnte. Habe ich nicht recht, Bellamy?«

Er drehte sich um, verschränkte die Arme vor seiner Brust und richtete seinen attraktiven dunklen Blick auf sie. Seine Augen waren hellwach, als durchschaue er ihre Taktik, noch bevor sie Gelegenheit hatte, ihre Pläne in die Tat umzusetzen.

Sie zögerte nur einen Moment, bevor sie weitersprach. »Ich fände es gut, wenn Bellamy die möglichen Kandidaten aussucht. Ich denke, er würde das sehr gut machen.«

Oscars buschige Brauen zogen sich nach oben.

»Das soll natürlich nicht heißen, dass Sie das nicht auch sehr gut machen würden, Mr McKenna. Aber ich finde, dass Bellamy ein wenig Berufserfahrung sammeln sollte. Sie sollten ihm erlauben, meinen Fall zu übernehmen. Das würde seinen Ruf in der Gemeinde fördern und ihm erleichtern, in Ihre Fußstapfen zu treten.«

Bellamy schaute sie unverwandt an.

Sie senkte den Blick auf ihren Schoß und saß, wie sie hoffte, unterwürfig und unschuldig neben ihrer Mutter auf dem Sofa.

»Was sagen Sie dazu, Oscar?« Der Tonfall ihres Vaters verriet, dass er dieser Idee nicht abgeneigt war. Er unterstützte immer gern junge Männer bei der Verfolgung ihrer Ziele und betrachtete dies wahrscheinlich als Möglichkeit, Bellamy zu helfen.

»Ich weiß nicht recht«, setzte Oscar an. »Bellamy ist noch so jung.«

Bellamy schnaubte leise. »Ich schaue seit Jahren zu, wie du und Großvater Ehen vermittelt.«

»Das stimmt natürlich.« Oscar rieb seine großen Hände aneinander und erwärmte sich sichtlich für diese Idee. »Bellamy ist ein waches Kerlchen. Und er ist so schlau wie ein irischer Kobold.«

Nach einem weiteren Stoß von Mama nahm Finola eine aufrechtere Haltung ein.

»Wirst du mit Bellamy kooperieren?«, fragte Mama ohne Umschweife. Zweifellos hatte sie den Verdacht, dass Finola beabsichtigte, die Bemühungen des Heiratsvermittlers zu torpedieren.

»Natürlich werde ich mit Bellamy kooperieren.«

»Du machst ihm keine Probleme?«, hakte Mama nach.

»Ganz bestimmt nicht.«

»Finola Shanahan, hör mir jetzt gut zu.« Der irische Akzent,

der sich trotz ihrer Jahre in Amerika unvermindert gehalten hatte, war in Mamas Stimme deutlich zu hören. »Wenn wir Bellamy beauftragen, einen Mann für dich zu finden, musst du versprechen, dass du genau das tust, was er sagt.«

Finola faltete die Hände auf ihrem Schoß. »Das werde ich.« Sie würde sich weder bei Bellamys Planungen einmischen noch die Auswahl seiner Kandidaten manipulieren, aber sie hätte wie immer viele Tricks auf Lager, um den ausgewählten Männern zu zeigen, dass sie für sie völlig ungeeignet war. Aber darum ging es im Moment nicht.

Im Salon wurde es so still, dass man die Schritte im Zimmer über ihnen und Enyas Gesang hören konnte.

Schließlich trat ihr Vater auf Bellamy zu und reichte ihm die Hand, um die Abmachung zu besiegeln. »Dann ist sie in deinen Händen, mein Junge. Ich habe vollstes Vertrauen, dass du für Finola den idealen Mann finden wirst.«